

## »Passen Sie bloß auf, dass mir nichts passiert!«

Ovarialkarzinom, Peritonealkarzinose,  
Adenokarzinom, Zervixkarzinom –  
Weniger hätte auch gereicht!

Birgit Gruber

»Bei der Untersuchung des entnommenen Gewebes wurden Krebszellen festgestellt.« Rummms!!!

Moment mal, ich bin hier wegen der Nachbesprechung meiner Bauchoperation. Drei Wochen sind seitdem vergangen und bis gerade eben war diese Besprechung nur eine Formsache für mich. »Alles gut!« – *das* will ich hören.

Bauchweh hat jeder mal. Essen nicht vertragen, zu viel Stress, Gründe gibt es viele. Der Termin beim Herrn Doktor stand schon fest, den warte ich nicht mehr ab. Ich mache einen Zwischenstopp in der Notaufnahme. Sofort werde ich auf eine Liege befördert, mit der ausdrücklichen Anweisung, mich ruhig zu verhalten, liegen zu bleiben und auf das Erscheinen des Herrn Doktor zu warten. Er erscheint und schreitet zur Tat: Bauch abtasten, Venenzugang legen, Infusion anhängen. Der Herr Doktor wird nervös. Ich merke das! Sehr vorsichtig behandelt er meinen Bauch. Sofort Blutentnahme: »Bringen sie das ins Labor, und sagen sie, es eilt!«. Die Bereitschaft der Röntgenabteilung wird sofort aktiviert: »Wir brauchen ein CT, je schneller desto besser!« Keine Ahnung, was in so einem Infusionsbeutel drin ist, aber die Schmerzen lassen nach, ich fühl mich sofort besser, da kann ich ja vielleicht gleich wieder nach Hause. Ich denke noch: »Was hast du dir denn dabei gedacht?«

Notaufnahme, und dann ist da: nichts. Lag es vielleicht doch am Essen? Als ob die hier nichts Wichtigeres zu tun haben, als

deinen Bauch zu bestaunen. »Bäuche sehen die hier genügend, da nehme ich meinen einfach gleich wieder mit.« Gedacht, gesagt und aufgesetzt. Herr Doktor ist angespannt und findet das kein bisschen witzig. Diese Standpauke werde ich so schnell nicht vergessen. Brav leg ich mich hin und harre der Dinge, die da kommen. Mein Mann muss her. Er weiß noch nichts von Notaufnahme und Doktor, ich komme direkt von der Arbeit. Macht man nicht alle Tage, ich noch nie. Ich kenne die Notaufnahme nur von Zwischenfällen mit meinem Nachwuchs. Der Mann kommt in Begleitung von Tochter Nr. 2, die Röntgenärztin trifft zeitgleich ein. Der Herr Doktor will ein CT, die Röntgenfachfrau besteht darauf, die Laborergebnisse abzuwarten. Sie diskutieren um ein Kontrastmittel. Es wird hin und her und her und hin argumentiert. Die Röntgenfachfrau gewinnt. Die Laborwerte sind da, und los geht's. Kontrastmittel in mich rein und dann ab in den Computertomographen. Ich denke schon wieder: »So ein Aufstand wegen Bauchweh, ich war nie krank, so ein Zirkus.« Ich melde mich zu Wort: »Passen sie bloß auf, dass mir nichts passiert!«

»Akutes Abdomen, große Raumforderung im Unterbauch und viel freie Flüssigkeit. Der Krankenwagen ist schon bestellt, er wird sie in die gynäkologische Klinik bringen, dort erwartet man sie schon. Heute Nacht werden sie operiert. Ich wünsche ihnen alles Gute«, spricht die Ärztin und weg ist sie. Mein Kopf denkt: »So schnell kriegen die mich nicht. Von wegen, Bauch aufschneiden und andere unangenehme Sachen mit mir machen.« Ich verhandle mit dem Krankenpfleger an meiner Seite. Für ihn war ich die Freude des Abends: »Endlich mal eine richtige Kranke, nicht nur Arm oder Fuß verbinden.« Auch ein Argument. Auf die Hauptrolle in diesem Drama hätte ich aber gerne verzichtet. »Ist schon viel besser, und mitten in der Nacht muss doch der Herr Doktor ins Bett. So ein Aufstand wegen Bauchweh. Sie lassen mich nach Hause, ich habe echt keine Zeit. Sicher findet sich eine andere Lösung. Eventuell hilft ja ein bisschen Medizin, von mir aus auch ein bisschen mehr davon. Da wäre ich flexibel: Ta-

bletten, Tropfen, Zäpfchen oder Saft? Die Apotheken sind doch voll davon. Aber aufschneiden? Nicht meinen Bauch. Ich mache einen Termin, kann besser planen und nächste Woche komme ich wieder.« Er ist entspannt, grinst, denkt, ich mache Witze, nestelt an der Infusion herum (er erhöht die Dosis der Gaga-Medis) und erklärt mir ganz gelassen, dass da in meinem Bauch was Großes gewachsen ist und ganz sicher nicht mit Tabletten oder Tröpfchen wieder wegschrumpft. Die Frau Doktor hat mir das auch schon erklärt. Aber ob das wirklich nötig ist? »Hoffentlich passen die auf, dass mir nichts passiert.«

Diese Zaubermittel in den Infusionen nehmen nicht nur die Schmerzen, die schalten auch das Hirn aus. Die Rettungssanitäter sind sehr nett, wir machen Witze, sie haben viel zu erzählen, und in kürzester Zeit sind wir im Krankenhaus angekommen. Mein Bauch ist überzeugt, dass ich im Gullideckel-Zielfahrzeug sitze. Stimmt aber nicht, der Fahrer passt gut auf und fährt drum herum. Der Bauch ist sehr schmerzempfindlich, der Kopf denkt: »Die Frau Doktor hatte Recht, es ist schon in Ordnung, dass da nochmal ein Fachmann guckt.« Die Ärzte wetzen schon die Messer. Mann und Tochter Nr. 2 fahren nach Hause. Unterwegs telefoniere ich mit Tochter Nr. 1 und bester Freundin, reiße beide aus dem Schlaf, um ihnen mitzuteilen, dass man mir heute Nacht noch den Bauch aufschneiden wird. »Ihr müsst euch keine Sorgen machen, schlaft gut und träumt was Schönes.« Sowas von gaga aber auch.

Man liefert mich in der Gynäkologie ab. Die Mail mit dem Bericht ist längst da. Eine Ärztin erscheint und gibt der Krankenschwester Anweisungen: »Nochmal Blutabnahme, ich will alle relevanten Tumormarker und ein großes Blutbild. Alles!« Mein Kopf hört zu und denkt: »Tumormarker? So ein Unsinn. Das können die sich sparen, was soll das denn bringen? Hoffentlich passen die auf, dass mir nichts passiert.« Derart ausgeliefert verhält man sich besser ruhig, die Fachleute werden schon wissen, was sie tun. Ich sitze im Wartebereich der onkologischen Station und wundere mich. Schönreden ist angesagt oder besser Schönden-

ken: »Dies ist sicher die Nachtaufnahme-Station. Morgen werde ich verlegt ...« Der Kopf verdrängt und die Medikamente helfen ihm dabei. Das Ding, welches die Ärztin als »eine große Raumforderung im Unterbauch« bezeichnet hat, ist ein Tumor. Irgendwann später werde ich mich über meine Dummheit wundern.

Rauf auf die Liege, Papierkram erledigen. Ich unterschreibe viele Formulare, dann geht es in den Operationssaal. »Passt bloß auf, dass mir nichts passiert!«

Fünf Stunden später ist der Herr Doktor fertig. Bauch aufgeschnitten, Unerwünschtes entfernt und ordentlich zugenäht. Ich verbringe einige Tage auf der Wachstation. Ach, wie schön ist es im Medikamentenland! Die Wachstation hat ihren Namen nicht, weil man dort wach ist, sondern werden soll. Werde ich aber nicht. Was auch immer an Medikamenten in mich hineinläuft, ich verschlafe ganze Tage. Hilflos wie ein Baby. Aber wenn ich dann mal wach bin, bin ich fröhlich. Haare, Zähne, Knochen- teile, einen Borderline-Tumor, ein paar Zysten und viel braune Suppe hat der Herr Operateur in meinem Bauch gefunden. Das wird dann im OP-Bericht zu lesen sein. An seine Erklärungen und regelmäßigen Besuche erinnere ich mich nicht, davon wird mir meine Familie später erzählen.

Der Pflegeschüler macht mich unsicher. Derart stillgelegt ist man brav, aber noch peinlicher geht es gerade nicht. Er ist für meine Körperpflege zuständig. Erstmal obenrum freimachen, und schon geht es los. Zuerst das Gesicht. Wozu die Brust zuerst ins Freie muss, habe ich nicht verstanden, er wird wohl wissen, was er tut. Mein Kopf denkt: »Hoffentlich sitzt das Gesicht nach dieser Prozedur noch an der richtigen Stelle.« Puh, wie der schrubbt und bürstet. Natürlich kann es auch daran liegen, dass er dauernd auf meine Brust starrt. Hat der vielleicht Angst um meine Brust? Weiß der nicht, dass Brüste dranbleiben, auch wenn sie im Freien sind?

Oder denkt er sich: »Hier sollte was sein!« – »Hallo, das Gesicht ist da oben, und ich brauch es noch!« Er reißt sich zusammen; Gesicht, Oberkörper, dann betreibt er intensiv die Intim-

pflege. Ich denk mich weg. Die Füße vergisst er. Egal, das kann mein Mann später erledigen, Hauptsache, er geht. Jetzt! Tut er. Ich habe Ruhe, schlafe und erhole mich. Durst quält mich, ich freue mich über das Glas Wasser auf dem Nachttisch und trinke es in einem Zug leer. Die Zahnbürste direkt daneben war doch gerade noch nicht da? Zu spät, die Mundspülung ist schon in mir drin. Der Kopf wird klarer, ich erforsche meine Umgebung. Spannendes gibt es hier nicht viel. Auf dem Nachttisch liegt ein Ding, weiß, handtellergroß, es hängt ein Plastikbeutel dran. Ich überlege längere Zeit wozu das gut sein soll, finde jedoch keine Lösung. Die Putzfrau erscheint, ich frage: »Was ist das?« Sie guckt, grinst und antwortet in gebrochenem Deutsch: »Du brauchen dann, is fier kotzen.« Sie war mir eine große Hilfe.

»Die Untersuchung in der Pathologie wird zirka zwei Wochen dauern. Den Termin für die Nachbesprechung vereinbaren wir gleich noch. Machen sie sich keine Sorgen, sieht alles gut aus.« Ich bin glücklich. Es geht nach Hause, um in Ruhe zu genesen. Ich werde mir genau erklären lassen, was da passiert ist in meinem Bauch, und dann einen Haken setzen. Gesundwerden, das Leben wartet. Das war der Plan.

Den Plan habe ich allein gemacht und Herrn Krebs nicht nach seiner Meinung gefragt. Herr Krebs hat einen anderen Plan. Meiner wäre definitiv die bessere Variante. Herr Krebs verhandelt nicht, hinterhältig schleicht er sich an und beißt sich fest. Böserartige Zellen im entfernten Eierstock! »Warum bin ich nur alleine zu dieser verdammten Nachbesprechung? Blöde Kuh, immer denkst du, alles alleine schaffen zu müssen.« Ich sitze da und glaube es nicht. »Sind sie sich sicher? Sie verwechseln da was! Das kann nicht sein.« Ich diskutiere mit dem Herrn Oberarzt. Ganz langsam dringt es durch, kommt es an in meinem Kopf. Krebs. In nur einer Minute verändert ein einziges Wort meine Welt, bringt mein Leben durcheinander, und ich sitze hilflos da und fühle nichts, einfach nichts. Ich höre Worte wie Chemotherapie, Port setzen, Untersuchungen der Leber, Niere, Lunge, Herz und Brust. Am Montag geht es los!

Und dann noch eine Operation. Bauchfell, Eileiter, Gebärmutter und eventuell betroffene Stellen am Darm müssen raus. »Herr Doktor, Sie haben die falschen Unterlagen! Das kann nicht sein.« Weit gefehlt, aus der Nummer komme ich nicht raus, ich versuche zu verhandeln: »Alle Untersuchungen, Chemotherapie und was der Herr Doktor sich wünscht, das mach' ich. Dafür verzichten wir auf erneutes Bauchaufschneiden. Einmal reicht!«

Geduld hat der Herr Doktor, Respekt! Hartnäckig ist er, er zeigt keinerlei Kompromissbereitschaft. Ich verliere auf ganzer Ebene. Natürlich wird noch einmal aufgeschnitten. Kleinelaut stimme ich zu. Was er alles zu erzählen und argumentieren hat. Sehr sprachgewandt ist er. Ich nicht. »Passen Sie bloß auf, dass mir nichts passiert!« Ich bekomme ein Rezept für eine Perücke und Rezepte für die Medikamente vor, während und nach der Chemo. Eine Liste mit den Untersuchungsterminen kriege ich auch gleich mit. Und nach langer und tränenreicher Suche finde ich mein Auto wieder. Das kennt den Heimweg. Welch ein Glück. Verkehrstauglich ist anders. Leichtsinn und Dummheit nennt man das.

Sacken lassen, durchhängen, ausweinen, Luft holen, Kopf hoch, Schultern straffen, Augen zu und durch. »Ich will, ich kann, ich muss!« ist mein Mantra. Ich mache einen Ausflug in die Apotheke, um die Rezepte einzulösen. Das ist ein Paket. Ich dachte immer, in Apotheken gibt es nur diese kleinen Tütchen, welche sonst für nichts zu gebrauchen sind. Ich trage an einem einzigen Tag mehr Tabletten nach Hause, als in den gesamten 45 Jahren meines bisherigen Lebens. »Das wäre aber nicht nötig gewesen, ich will nicht alles Versäumte nachholen.« Ich hole nach ...

Mein Schamgefühl gebe ich gleich beim Pförtner ab. Ich gewöhne mich schnell an dieses Gestocher im Untergestell, da bleibt keine Körperöffnung verschont. Röntgen, Ultraschall und EKG. Lunge, Leber, Niere, Blase und was sonst noch alles in mir drin ist, wird auf seine Tauglichkeit geprüft. Brav lasse ich alle Untersuchungen über mich ergehen. Bis auf den Krebs bin ich kerngesund. Nur das mit der Mammographie klappt

nicht. Auch gut, ich hole das nach. Jetzt muss die Chemo rein. Die onkologische Tagesklinik wartet auf mich. So viele Glatzen, eine ganze Station voller Chemopatienten, und ich mittendrin. Das kann nicht sein. Ich glaub das immer noch nicht. »Sind sie ganz sicher, dass ich hierhergehöre?« Auf zum ersten Giftcocktail.

»Passen sie bloß auf, dass mir nichts passiert!« Ich fühle mich schrecklich. Ich will hier raus. Eine zweite Meinung einholen ist theoretisch möglich, praktisch habe ich keine Chance. Donnerstag Diagnose, Freitag total neben der Spur, mein Verstand funktioniert nicht. Das Hirn macht einen Ausflug ins Albtraumland. Am Wochenende machen auch Doktoren Pause. Montag antreten zu den Untersuchungen, Dienstag auch, Mittwoch Port legen, Freitag erste Chemo-Infusion. Chemo drin, heim, ausweinen. Dann kommt langsam der Verstand wieder, und der Kampfgeist. Diese Klinik ist nicht für mich gemacht. Ein Termin beim Gynäkologen muss her. Hier fühle ich mich wohl. Ein Lichtblick im dunklen Tal. Mit viel Verständnis und Geduld beantwortet er meine Fragen und hat sofort eine Idee: Vorstellung in einer anderen Klinik. Der Operateur seines Vertrauens hat einen Termin für mich. Das ist mein Krankenhaus, das ist mein Herr Doktor, hier bin ich richtig. Klinikwechsel und Papierkram sind schnell erledigt. Die Wunde lassen wir heilen, erst dann werden die Messer neu gewetzt. Noch einmal Chemotherapie, erholen, Weihnachten feiern und im neuen Jahr die große Operation. Ich bin wieder in der Spur und gehe zur Arbeit.

Bin ja nicht bettlägerig. Das Kopfkarussell überschlägt sich manchmal, Ablenkung tut gut. Die Chemo-Infusion hole ich mir zwischendurch in der Praxis des Gynäkologen. Der darf das. Mir gefällt das. Dr. Google befrage ich immer wieder. Er weiß nichts Neues, aber ich kann mich dann besser hineinsteigern. Ich befrage ihn natürlich auch nach Überlebensraten und Heilungschancen. Wie blöd bin ich eigentlich?

Die Komplettierungsoperation ist nur vorsorglich, ich brauch mir keine Sorgen zu machen. Der Tumor ist raus, die Chemo-

therapie mache ich auch. Hin zu den Aufklärungsgesprächen, unterschreiben, abheften. Ich höre nicht zu.

Rein in die Klinik, und schon geht es los. Raus aus den Kleidern, rein ins praktische Hemdchen und ab ins Bett. Die Stoma-Schwester schwingt schon den Filzstift, Stoma anzeichnen: «Nein, das machen wir nicht, das brauche ich nicht!» Sie besteht darauf, Diskutieren zwecklos. Ich lasse sie malen. Meiner Ansicht nach völlig verschwendete Zeit, aber bitte. »Stoma! Ich? Niemals!!!« Bauchlotto nennt man das wohl. Ganz schön dumm. Sie gibt sich so viel Mühe. »Wie tragen sie ihre Hosen? Wo sitzt der Gürtel?« Ich bin stur wie ein Esel. Ich werde noch oft an sie denken.

Meine bessere Hälfte ist viel aufgeregter als ich. Ich kriege sofort diese »Du mich auch und die Welt ist schön«-Tablette. Ich bin gut drauf, vielleicht hätte ich mit meiner besseren Hälfte teilen sollen. Meine Witze findet er nicht lustig, und einseitig ist blöd. Die Schwester hat Mitleid und schickt ihn nach Hause. Ich fahre in den Operationsaal. »Passt bloß auf, dass mir nichts passiert!« Schon wieder schneidet ein Herr Doktor an meinem Bauch herum, das hatten wir doch schon. Ich krieg ein Upgrade, von Figo 1 bin ich im Nullkommanix bei Figo 4b. Mein Bauchfell voller Metastasen, Dünndarm betroffen, doch ein Stoma, die Gebärmutter ein einziger Krebsklumpen, ich glaub das nicht: »Das war bestimmt ein anderer Bauch.« Das Stoma schau ich nicht an, Verdrängen ist angesagt. Ich deck mich zu, dann sehe ich es nicht. Was ich nicht sehen kann, glaube ich nicht. Diese Strategie funktioniert nicht. Ich bin traurig und frage mich, wo all die Tränen herkommen. Zustand verschlechtert, Bluttransfusionen müssen her. Dann geht es aufwärts. Ich schöpfe neuen Mut.

Tumorfrei operiert, der Tumormarker ist bei vier. Vor der OP war der im mittleren dreistelligen Bereich. Der Herr Doktor ist guter Dinge. Ich bin bestens betreut. Es geht voran: Magensonde raus, Schmerzpumpe weg, zentraler Venenkatheder entfernt, Blasentraining geschafft, Blasenkatheeder gezogen, nur noch eine Wunddrainage drin. Nun ist da aber noch die Sache

mit dem Stoma: keine Entlassung aus dem Krankenhaus ohne funktionierende Stomaversorgung. »Ich will das nicht, ich mach das nicht.« »Wenn Sie es nicht machen wollen, dann warten wir, bis ihr Mann kommt, dann werden wir ihm das zeigen«, spricht die Stomaschwester. Eins zu Null für sie. Ich kapituliere. »Das kommt nicht in Frage! Um meine Verdauungsapparatur kümmere ich mich selbst.« Wieder einmal mache ich die Augen zu und kämpfe mich durch.

Wider Erwarten ist es gar nicht so schwer, ich hatte es mir viel schlimmer vorgestellt. Die Wickeltasche wird mein treuer Begleiter.

Tag 11, mein Zuhause wartet. »Sind die Treppen schon immer so viele und schon immer so hoch?« Oben angekommen bin ich fix und fertig, ab ins Bett. Da bleib ich auch, oder auf der Couch. Rundlauf nennt man das wohl: Bett, Badezimmer, Couch und zurück. Zwischendurch zum Esstisch. Ich faule so vor mich hin und genesse. Langsam, aber beständig. Wenn die Sonne scheint, gehe ich raus. Natürlich ganz lange, so drei Minuten oder vier.

Zwei Beutel am Bauch – Drainage und Stoma – verlangen ganz schön viel Aufmerksamkeit. Jeder hat ein anderes Hobby. Ich mach jetzt mal auf Känguru.

Chemotherapie, Darmverschluss, zurück ins Krankenhaus. Ich erbreche in Dauerschleife, die Putzfrau hat ihre Freude an mir, schließlich sorge ich gerade für den Erhalt ihres Arbeitsplatzes. Ich will sterben, der Herr Doktor will das nicht. Er passt auf, dass mir nichts passiert und zieht alle Register. Sein Kollege aus der Darmabteilung bearbeitet meinen Bauch und löst das Problem. Sauerei veranstaltet. Ein Stomabeutel ist nur begrenzt aufnahmefähig, und wenn sich so ein Darmverschluss löst ... Die Putzfrau muss her, jetzt wird's langsam peinlich. Neues Bett, neues Glück. Das kommt dann über Nacht: Die Chemotherapie zeigt, was sie kann. Ich greife mir an den Kopf und kann mein Kopfhaar einfach abnehmen. Ein Anruf und meine Freundin rückt an, bewaffnet mit Schere und Rasierer. Die Schere braucht sie nicht. Der Rasierapparat darf zeigen, was er kann und die

Restbestände entfernen. Die Putzfrau kennt jetzt meinen Namen.

Psychoonkologische Begleitung. Ich weine zu viel, die Traurigkeit hat mich voll im Griff. Da muss Hilfe her, diese kommt in Form einer Freundin, das ist ihr Fachgebiet. Der Kopf wird sortiert, Altlasten werden aufgearbeitet, Essen und seine Wirkung besprochen, außerdem Glaubenssatsarbeit, Selbstliebe lernen und noch viel mehr. Viele Faktoren spielen bei der Entstehung von Krebs eine Rolle, das ist unbestritten. Die Naturheilkunde spricht bei Eierstockkrebs von einem nicht verarbeiteten Verlustkonflikt. Wenn die Mama eines kleinen Mädchens plötzlich stirbt, dann krankt die Seele. Kopf- und Trauerarbeit ist sehr anstrengend. Schuldgefühle quälen mich. Vorsorgetermine habe ich nicht wahrgenommen: »Mir passiert schon nichts.«

Das Perückenrezept werde ich nie einlösen. Hübsche Tücher und eine offen getragene Glatze waren meine Wahl. »Ein schönes Gesicht braucht Platz.« Welch ein Unsinn. So viel Gesicht habe ich nicht. »Glatze haben ist schlimmer als Glatze anschauen.« Mein Trostsatz. Interessierte Blicke, manchmal auch aufdringlich, damit lernt man zu leben. Das war ich, das bin ich. Punkt. Um vom Kopf abzulenken, sollte man auffälligen Lippenstift verwenden und das Dekolleté betonen. So steht es in Zeitschriften und Krebsmagazinen. Das mit dem Lippenstift kriege ich hin, aber welches Dekolleté bitte? Wo nicht viel ist, gibt's doch nichts zu betonen. Keine Wimpern, keine Augenbrauen, ich fühle mich schutzlos und nackt. Ich gönne mir einen Schminkkurs. Tarnen und Täuschen lernen von einer einfühlsamen Kosmetikerin, das tut gut. Zehn Perücken auf einem Fensterbrett, mittendrin mein Kopftuch. Das kann ziemlich viel Spaß bereiten. Kann jede mal die Haare der anderen aufsetzen. Sonst geht das nicht. Gelber und lila Lidschatten können auch Spaß machen, vor allem in Kombination mit pinkfarbenem Lippenstift. Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Und dann noch die Werbeaktion vom Friseur gegenüber: Endlich fangen meine Haare wieder an zu wachsen, ich bin sehr stolz auf meine Haarpracht (zirka drei Millime-

ter). Dann kommt dieser Werbefuzzi daher und will mir einen Friseurutschein schenken. »Ihre Haare sind aber sehr kurz.« Ich antworte ganz cool: »Ich brauche keinen Friseur, ich gehe zum Onkologen. Wenn Ihnen meine Frisur gefällt, dann suche ich die Nummer für sie raus. Der kriegt das hin.« Dann ist die Coolness vorbei, ich gehe ein bisschen Weinen.

Leben mit Vorurteilen, Hilflosigkeit im Umgang mit den Erkrankten und selbsternannten Fachleuten lernt man in dieser Zeit. Ganz schnell. Da wundern sich Menschen über meine Teilhabe am Leben: »Ist das nicht ansteckend?« Nein, ist es nicht. »Ich habe dir etwas mitgebracht.« Ist ja nett gemeint, aber was soll ich denn mit Wein, Schnaps oder Likör. Gesundsaufen geht nicht. Und ob sich das Zeug mit der Chemotherapie und den anderen Medikamenten verträgt? Ich hatte meine Zweifel und habe es für eine Vereinsfeier gespendet. Kopftücher, Bücher, Postkarten und liebe Grüße haben mich erfreut. Gedankenlose Sprüche haben mich verwirrt: »Ich kenne mich aus mit deiner Krankheit, ich hatte das Gleiche.« – »Eierstockkrebs???'«

»Nein, Prostatakrebs.« – »Mit meiner Prostata ist alles in besser Ordnung. Keine vorhanden, wird auch nie eine da sein, und das ist gut so.«

Unpassend fand ich auch: »Wie hast du das denn gemacht? Krebs, für mich wäre das nichts.« – »Für mich auch nicht, ich habe gerade nichts anderes zu tun. Ich krebse jetzt mal rum.« Am schlimmsten: »Ich kannte eine Frau, die hatte das Gleiche wie du, aber die ist schon gestorben.« Da bin selbst ich sprachlos.

Nachuntersuchungen sind sehr aufregend. Tage vorher zwickt es an Stellen, an denen gar nichts sein kann. Für meine Umwelt bin ich keine Freude. Nervös, ängstlich, unkonzentriert und aufgedreht teste ich die Leidensfähigkeit und Geduld meiner Mitmenschen. Der Gynäkologe stellt fest, dass in meinem Untergestell alles in bester Ordnung ist. So eine Freude, nur eine Sache spukt noch in meinem Kopf herum: »Sollte da nicht noch eine Mammographie gemacht werden?« Er sucht in seinen Unterlagen, wundert sich, stellt fest, dass es vergessen wurde, und

schon habe ich einen Termin. Nette Damen empfangen mich, Fräulein Mammographie erscheint. Die Angst sitzt mit im Raum. Ich schwitze. Während der Operation muss der Herr Operateur einen Durchlauferhitzer eingebaut haben, nur den Schalter hat er vergessen. Anders kann ich mir diese Schwitzerei nicht erklären. Hitzewallungen im Klimakterium nennt der Fachmann das, meine Oma sprach von Altweiberhitze. Der Durchlauferhitzer in mir drin läuft auf Hochtouren. »Hoffentlich passen die auf, dass mir nichts passiert.« Rein in den Röntgenraum, und schon geht die Quetscherei los. Gerade links, schräg links, gerade rechts, schräg rechts. »Sie haben eine kleine Brust.«

»Ja, das habe ich auch schon gemerkt.« Den Rest denk ich mir, schließlich will ich mich hier nicht unbeliebt machen. Alles gequetscht, Fotos im Kasten, jetzt nur noch auf den Facharzt für Brüste warten. Er wird die Fotos betrachten und mir anschließend das Ergebnis mitteilen. Ich warte. Und schwitze. Und warte. Zwanzig Minuten später erscheint Fräulein Mammographie: »Es ist viel zu wenig drauf auf den Bildern, wir müssen das wiederholen.« Meine Brust ist in diesen zwanzig Minuten nicht gewachsen, und mehr habe ich nicht zu bieten. Nochmal das Prozedere. Vorsichtig frage ich nach, ob der Herr Doktor nicht doch mal die Originale bewundern möchte.

Da ist nicht mehr. Da wird auch nicht mehr drauf sein auf den neuen Bildern. Nein, will er nicht. Erneutes warten, die Angst frisst sich in meinen Kopf. Der Herr Doktor erscheint, begrüßt mich freundlich, stellt fest, dass ich eine kleine Brust habe (Grrrrrr). Er spricht viele nette Worte. Mir ist gerade nicht nach Smalltalk. Ich überlege, ob ich mildernde Umstände bekomme. Ich bedauere sehr, dass eine Waffe nicht zu meiner Handtaschen-Grundausrüstung gehört. Wenn der jetzt nicht auf den Punkt kommt, stirbt er den Heldentod. »Was ist?« bricht es aus mir heraus. Und endlich sagt er die zwei Worte der Erlösung: »Alles gut.« Der Gynäkologe hat sich über die vielen Bilder gewundert und die Einschätzung des Röntgenarztes bestätigt. Ich bin ganz sicher, ich habe die welt schönste Brust, so fotogen.

Neuropathie ist auch ein Unwort. Schmerzhaft, anstrengend, nervig. Hände und Füße wollen nicht, wie sie sollen, mich macht das zornig, wütend und trotzig. Kleingeld zählen, schön oder zumindest leserlich schreiben, sowie Geschenkverpackungen sind eine echte Herausforderung. Da stampfe ich vor lauter Wut mit dem Fuß auf, das macht man nicht, das habe ich auch gelernt. Kleine Sünden bestraft der liebe Gott sofort. Ich habe lange was davon.

Nach drei Tagen lassen die Schmerzen im Fuß nach. Heiß sind die Füße immer. Oberkörper bis übers Doppelkinn zugedeckt, und unten die große Freiheit für die Füße. So gehe ich ins Bett. Frauen mit kalten Füßen sind neidisch. Ich bin nicht sicher, ob die das wirklich wollten. Ich liege im Bett und denke: »Du musst die Schuhe ausziehen.« Habe ich aber schon, mit Schuhen gehe auch ich nicht ins Bett. Aushalten oder Schmerzmittel? Meist halte ich aus, Gift ist genug in mir drin.

Schuhe gehören zur Grundausrüstung, das haben meine Füße noch nicht verstanden. Schöne Schuhe wollen sie nicht, an Pumps ist nicht zu denken, die praktischen Treter passen nicht zum Kleidchen, die schicken Pantoffeln sind praktisch, wenn ich da nur nicht dauernd stolpern würde. Man soll die Dinge aus verschiedenen Perspektiven betrachten, aber ist das wirklich so gemeint? Ich liege da und betrachte die Fliesen, könnte ich auch von oben, und besonders interessant ist es da unten nicht. Nachdem der Fußboden ausgiebig bewundert ist, braucht es Hilfe, um wieder auf die Beine zu kommen, danach habe ich eine Woche lang Zeit, um die blauen Flecken zu bestaunen.

Meine Schuhe im Schrank sind geschrumpft. Größere müssen her. Die neuen haben ein Eigenleben. Im Schuhgeschäft passen sie perfekt, nach drei Stunden an den Füßen wollen die da wieder weg. Ich kenne mich inzwischen sehr gut aus mit Blasen- und Druckstellenbehandlung. Der Bauch will keine Hosen, Gürtel schon gar nicht. Mein Outfit ist sehr individuell. Manchmal mach ich dem Kasperle Konkurrenz, hilft aber nichts, der Bauch fordert auch sein Recht und der Kängurubeutel sowieso. Eitel bin

ich auch. Wie schön, dass der Sommer wiederkommt. Sandalen passen immer, sind nur im Winter unpraktisch und bei Regen.

Der Beutel ist weg, ich habe meine Kängurukarriere beendet. Der Bauch ist zugenäht. Gürtel mag der Bauch noch immer nicht, oft auch keine Jeans. Hängekleidchen stehen mir nicht. Der Bauch gewinnt, ich bin drin im Schlabber-, Gammel-, Nachthemdenoutfit.

In meinen Büchern, Zeitungen und auch in der täglichen Post sind die Buchstaben geschrumpft. Oder warum kann ich sie nicht mehr lesen? Größer werden sie nicht, eine Brille muss her. Schick, modern, mit edlen Kunststoffgläsern und sehr teuer.

Argumente finden sich: »Ich trage sie jeden Tag. Gut aussehen will ich auch. Gut für die Augen. Hattest eine harte Zeit, gönn dir ruhig mal was ...« Gekauft. Nach einem halben Jahr sind die Buchstaben trotz der Brille wieder zu klein. Ich bin überzeugt, die Brille ist schlechter geworden. »Das kommt bestimmt davon, dass ich so viel hindurchgucke.« Auf zum Optiker meines Vertrauens. Er hat dazu seine eigene Meinung. Schonungslos teilt er mir mit, dass die Brille im Topzustand ist, es sind die Augen, welche nicht mehr zur Brille passen. Neue Gläser müssen her. Zum Luxusgestell braucht es die edlen Gläser. Überstunden müssen sein. Die neuen Gläser erleichtern die Arbeit ungemein. Ich habe verstanden, dass auch der Herr Optiker überleben will, aber doch nicht von mir allein. Nach einem halben Jahr bin ich wieder dort. Die Chemotherapie hat meine Augen kaputtgeschossen. Es ist tatsächlich nicht die Brille.

»Herr Doktor, ich habe ein Chemohirn.« Ich habe Angst um meinen Kopf, da stimmt was nicht. »Das kann schon sein, Chemobrain ist der medizinische Fachbegriff.« Aha, das wusste ich bis dahin noch nicht. Mal was Neues. Ich bin entsetzt. Bin zur Chemotherapie marschiert, wurde selbstverständlich gründlich aufgeklärt, habe alles unterschrieben, an Nach- oder Nebenwirkungen habe ich keinen Gedanken verschwendet. Es ging ja ums Überleben, da war mir das egal. War gerade kein Platz dafür in meinem Kopf. Wer denkt schon an absterbende Gehirnzellen im

Köpfe, wenn die eigene Beerdigung geplant wird. Wer gestorben ist, der braucht auch das Hirn nicht mehr.

Die Chemotherapie hat gute Arbeit geleistet. Krebs weg, Hirn auch. Der Satzanfang sprudelt raus aus mir, aber wo ist nur das Ende des Satzes? Wo sind denn die Worte geblieben? Kopfrechnen – Fehlanzeige! Konzentration – keine Chance. Matsch im Kopf. Wie vergesslich kann man sein? Ich merk das! Meine Umwelt schwankt zwischen Belustigung und Genervtsein. Ungezählte doppelt und dreifach gestellte Fragen. Wichtiges muss aufgeschrieben werden. Wo ist dann bloß der Zettel? Ich lese, mache Kreuzworträtsel, Sudoku und langsam wird es besser.

Unendlich viele geschriebene, verlorene, wiedergefundene und nicht mehr auffindbare Zettelchen später kriege ich es meistens wieder hin. Das Gehirn funktioniert fast wie früher. Stift und Block sind fester Bestandteil der Handtasche, das beruhigt.

Ich liebe mein Leben. Es sind noch viele Träume drin in meinem Kopf. Brautkleider kaufen für meine Töchter, irgendwann meine Enkel kennenlernen, laufen, lachen, lieben und vieles mehr.

Ich habe keine Angst zu sterben, ich habe Angst vor dem Weg dahin. Ich möchte den Weg in Würde gehen. Meinen Lieben die Gewissheit geben, dass alles geregelt ist: Unterlagen sortiert, Wünsche geäußert, Grabstelle ausgesucht, Trauerfeier besprochen. Der Tod war so nah, ich habe mich auf den Abschied gut vorbereitet. Und dann, irgendwann, wurde mir bewusst: »Ich bin gar nicht tot. Einfach einen Tag nach dem anderen gelebt und überlebt. Abgestürzt, aufgeschlagen, aufgerappelt, wieder da. Familie, Freunde und meine Arbeit haben mich getragen durch diese Zeit. Der Mensch braucht Liebe und Leidenschaft, dann ist Großes möglich.

Ich bin zurück im Leben. Ich gehe zur Arbeit, erledige meinen Haushalt und laufe durch die Wälder. Schlamm Lauf, House Running, Kletterwald und noch viel mehr völlig sinnfreie, aber spannende Dinge darf ich erleben. Ein Brautkleid ist gekauft. Wir werden sehen, was kommt. Die Natur ist meine Verbünde-

te. Wenn die Traurigkeit kommt, dann gehe ich raus. Krebs und alles, was dazugehört, sind nicht lustig, aber ohne meinen Humor hätte ich es nicht geschafft. Während der Chemotherapie hat Tochter Nr. 1 Geburtstag. Bereit zur Abfahrt entsteht folgender Dialog: »So, Oma, alles an Bord: Anti-Kotz-Tablette?« »Schon drin in mir.« »Hörgerät?« »Nicht nötig.« »Brille?« »Auf dem Kopf.« »Gehhilfen?« »Dabei.« »Wickeltasche?« »Hier.« »Kopftuch?« »Wer von uns beiden braucht jetzt die Brille?« »Abfahrt, Papa, die Patientin ist reisefertig, das Pflegepersonal an Bord.« Wir haben lange nicht so gelacht wie an diesem Abend.

Und jetzt? Es geht mir gut. Auf unserem Badezimmerspiegel steht ganz groß geschrieben: »Heute ist ein guter Tag!«

Ich pass gut auf, dass mir nichts passiert.